



Wolfgang Günter Lerch

*Der Schatz  
der Garamanten  
oder Reisigers Traum*

Ein Roman aus der Wüste

Wolfgang Günter Lerch  
Der Schatz der Garamanten oder Reisigers Traum



Wolfgang Günter Lerch

Der Schatz der Garamanten  
oder  
Reisigers Traum

Ein Roman aus der Wüste

EDITION  
Noack  Block

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Bildes *Desert caravan*  
© João Almeida – Fotolia.com

ISBN 978-3-86813-020-1

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH, Berlin 2013  
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-  
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in  
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig  
Printed in Germany  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.  
[www.noack-block.de](http://www.noack-block.de)

*Eritis sicut Deus scientes bonum et malum*



## Das erste Kapitel

Am Vormittag hatte Johannes Reisiger noch in seinem Büro gesessen, nun befand er sich schon in der sandsturmverdunkelten Hauptstadt des Großen Metaphysicus. Es ging ihm nicht besonders gut, seitdem er gelandet war. Er verspürte jenen Druck auf dem Kopf, den er immer empfand, wenn er einem extremen Klimawechsel ausgesetzt war. Auch empfand er ein gewisses Unwirklichsein, eine Art Schweben der Seele angesichts des Ortes, an dem er sich aufhielt. Mit dem Körper war er schon eingetroffen, doch seine Synapsen und Neuronen lieferten ihm noch die gewohnten Bilder aus der Heimat: Tanja, die Kinder, das geräumige Einfamilienhaus, den Garten und – natürlich – die Anstrengungen der vergangenen Wochen und Monate. Er war mit dem Körper schon hier, aber mit dem Geist noch nicht da. Wie fast immer, fühlte er sich durch das Fliegen ein wenig desorientiert. Der Mensch war, das dachte er beinahe jedes Mal, wenn ein Flugzeug, in dem er saß, vom Boden abhob – anders als die Vögel – nicht zum Fliegen geschaffen. In wenigen Stunden Tausende von Kilometern zu überwinden – das sprengte jedes menschliche Maß. Körper und Geist kamen da nicht mit.

Er nippte an seiner Tasse Kaffee und sah auf den weiten, von Palmen umstandenen Platz hinaus, der seit drei Jahrzehnten der Grüne Platz hieß. Vor kurzem hatten hier noch Unruhen stattgefunden, die schließlich den Bürgerkrieg ausgelöst hatten, doch nun lag Stille über dem aus-



gedehnten, hell gepflasterten Rund. Nur einige wenige Autos querten das Areal, seitdem der Große Metaphysicus die mobilen Fortbewegungsmöglichkeiten seiner Untertanen drastisch eingeschränkt hatte. Das hatte auch mit den regelmäßigen Angriffen der Aufständischen zu tun, welche die Stadt heimgesucht hatten; in den vergangenen Wochen hatte sich die Lage indessen wieder beruhigt. Der Diktator war, wie es schien, noch einmal davongekommen und wollte nun dafür sorgen, dass es auch so bliebe. Die meisten Ausländer hatten das Land freilich längst verlassen. Um diese Jahreszeit setzten zudem die Sandstürme ein, von denen auch die Küste nicht verschont blieb. Und was man hier Samum, Schirokko oder Gibli nannte, hieß tausend Kilometer weiter östlich, in Ägypten, Chamsin. Fünfzig Tage bliesen diese heißen Winde aus der Tiefe der Wüste, welche bisweilen die Sonne verdeckten, so dass der Himmel, soweit das Auge reichte, in ein fahles, milchiges Band verwandelt wurde, undurchsichtig zumindest für das menschliche Auge.

Reisiger war schon einmal in Tripolis gewesen. Das war nun mehr als vierzig Jahre her. Damals hatte noch der „Pharao“ (wie seine Feinde ihn nannten) geherrscht, jener würdige Greis, der vom Großen Metaphysicus gestürzt und ins östliche Exil, in die Türkei, dann nach Ägypten vertrieben worden war. Nun war Reisiger alt, im „Dienste des Weltjournalismus“ ergraut, wie er in leicht abgewandelter Anspielung auf ein Buch Winston Churchills im Scherz zu sagen pflegte. Kurz vor seiner Abreise hatte er zusammen mit Tanja die Bilder betrachtet, die er damals

– als junger Reporter – in der Hauptstadt „geschossen“ hatte: ein Meer von Fahnen war da zu sehen, der Große Platz schwarz von Menschen. Traumverloren und politisch völlig desorientiert hatten die wenigen damals im Lande lebenden Ausländer der Entwicklung zugeschaut, die seither als die „Große Korrektur-Bewegung“ in den Geschichtsbüchern geführt wird. Der Große Metaphysicus hatte dem Land in der Tat zunächst einige wichtige Veränderungen zugemutet, war einige Zeit sogar recht beliebt gewesen bei seinen Untertanen, ja sogar bei den Europäern und Amerikanern. Dann hatte er sich terroristischer Gewalt verschrieben in der irrigen Meinung, der gute Zweck heilige jedes Mittel. Als er das Ruder wieder herumwarf und – wie die westliche Presse es interpretierte – zurückkehrte in den Schoß der „zivilisierten“ Welt, war es im Grunde zu spät, waren seine ideologischen und politischen Manöver offenkundig zu durchschaubar.

Denn irgendwann in den letzten Jahren – Reisiger wusste gar nicht zu sagen, wann sie begonnen hatten – war es zu ersten Unruhen und Aufständen gekommen, die der Große Metaphysicus nicht mehr in den Griff bekam. Schließlich brach sich die Unrast mit scheinbar nicht mehr zu bändigender Gewalt Bahn. Kurz vor dem Ausbruch der Gewalttaten hatte Reisiger – entgegen seiner Erwartung – doch noch das Visum und die Genehmigung der Behörden erlangt; und er hoffte darauf, dass man ihn nicht abweisen würde. Es ging ja doch um eine wissenschaftliche Exkursion, die man sogar als kleine Expedition „verkaufen“ konnte, nicht um Politik. Es ging um

etwas ganz und gar Harmloses, um etwas Privates, um etwas Humanes, das noch dazu der Wissenschaft dienen sollte und damit der Menschheit insgesamt. Reisiger hatte der Gesandtschaft des Reiches in Berlin klarmachen können, dass er tief in das Innere der Sande aufbrechen werde, dorthin, wo es garantiert keine Anlässe für politische Verwicklungen gäbe. Die politischen Verhältnisse im Reich des Großen Metaphysicus seien ihm zudem schlichtweg gleichgültig. Es gehe ihm allein um Erkenntnisse und Forschungen, die am Ende vielleicht – je nach Ergebnis – sogar dem Reich selbst zugutekommen könnten. Von dem „Schatz der Garamanten“ hatte er selbstredend nichts erwähnt, sondern nur angemerkt, er arbeite über eben dieses antike Volk und wolle die ja längst bekannte Ruinenstadt von Garama oder Djerma besuchen. Nichts Ungewöhnliches also, was Verdacht hätte erregen können.

In diesen Wochen hatte sich die Lage tatsächlich wieder so weit entspannt, dass man vermuten konnte, der Große Metaphysicus sei über den Berg. Die Aufständischen hatten sich in den Süden und Osten des Reiches zurückgezogen, sofern sie nicht gleich ins Ausland geflüchtet waren. Nur noch ein harter Kern hielt die Stellung und hoffte darauf, dass „die Fremden“ irgendwann zu Gunsten der Aufständischen eingreifen würden, wie sie es schon einmal getan hatten und überhaupt in der Region immer wieder zu tun pflegten – meistens allerdings sehr zum Verdruss der Einheimischen. Dieses Mal hingegen schien es anders zu sein.

„Der gesamte Norden war permanent in Aufruhr“, hatte Erwin zu Reisiger gesagt, als sie seinen Reiseplan besprachen. „Doch die Rebellen sind zu schwach.“

„Das weiß ich doch“, hatte Reisiger ein wenig verärgert geantwortet. Wie konnte Erwin gerade ihm unterstellen, er habe das nicht verfolgt? Die Rebellen hatten bereits den gesamten Süden des Reiches unter ihre Gewalt gebracht, doch im Westen waren heftige, welterschütternde Kämpfe ausgebrochen, deren Nachhall bis in das Zentrum der modernen Welt, nach Washington, drang. Die Angriffe auf die Hauptstadt des Reiches konnten Reisiger in seinen Plänen jedoch nicht irremachen, und in der Wüste, in die er tief eintauchen wollte, fanden solche Angriffe ja nicht statt. Tripolis werde man schnell hinter sich bringen.

Erwin war nicht nur Ethnologe, mit dem Spezialgebiet der Amazonas-Völker, sondern auch Reisigers langjähriger Freund. Auch Ulla, Erwins Frau, und Tanja waren ebenso seit ewigen Zeiten miteinander befreundet. Reisiger neigte zwar zur Eigenbrötelei, war aber im Grunde froh, dass „über die Frauen“, wie er sich gerne ausdrückte, eine ganze Reihe gesellschaftlicher Kontakte hergestellt und Beziehungen von Mensch zu Mensch gepflegt wurden. Auch am Tag seiner Abreise waren Ulla und Erwin bei Reisiger und Tanja aufgetaucht, um dem Freund eine gute Reise zu wünschen. Und Ulla, abergläubisch wie sie nun einmal war, hatte ihm einen Talisman zugesteckt. Es war eine geschnitzte hölzerne Hand, die Erwin seinerzeit aus den Urwäldern am Orinoco von einer wissenschaftli-

chen Exploration durch den Tropenwald und zu den „letzten dort freilebenden“ Indios mitgebracht hatte.

„Das Gebiet um den Dschebel Adschal ist ruhig und war es auch vorher“, hatte Erwin zu Reisiger schon zuvor gesagt. „Dort liegt ja wohl der Schatz, immer vorausgesetzt, es gibt ihn wirklich. Ich beneide dich nicht, das sage ich dir ganz offen. Du spielst Hasard.“

„Ich nehme es, wie es kommt. Für unsere Sicherheit wird gesorgt werden“, hatte Reisiger geantwortet und Ulla und Erwin zur Haustüre begleitet. Tanja hatte seit vielen Wochen versucht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; es sei jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um sich in der Wüste zu „verlieren“, wie sie sich ausdrückte. Sie traue der im Reich wieder eingekehrten Ruhe nicht. Er solle später fahren; und aufgeschoben sei ja doch nicht aufgehoben. Was ihn denn zu dieser Eile antreibe, mit Hektik sei doch nichts gewonnen.

Doch Reisiger gab nicht nach. Es musste nun endlich einmal losgehen, nach all den Vorbereitungen. Und der Freund behielt recht: Als er schließlich losflog, war der Aufstand im Reich des Großen Metaphysicus seit Wochen zumindest nach außen hin niedergeschlagen. Das Leben normalisiere sich wieder, wie man hörte.

In der Nacht vor der Abreise schlief er nach langer Zeit wieder einmal mit Tanja.

\* \* \*

Reisiger hatte kaum bemerkt, dass es zu dämmern begann. Etwa eine Stunde hatte er vor seiner Tasse gesessen und buchstäblich – so schien es ihm fälschlicherweise – an nichts gedacht. Er stand auf, legte zwei Geldstücke auf den runden, zierlichen Tisch des Cafés und überquerte den Großen Platz, auf dessen anderer Seite sein Hotel lag.

Das *Alhambra* hatten vor dem Zweiten Weltkrieg die Italiener gebaut. Es war einstmals prächtig gewesen mit seiner künstlichen, ein wenig manieristischen Pseudo-Renaissance-Fassade, doch nun wirkte es einigermaßen heruntergekommen. Das ursprüngliche, etwas ins Bräunliche changierende Gelb des Anstriches, der an vielen Stellen abblätterte, war im Laufe der Jahre in ein schmutziges Hellbraun verwandelt worden, ohne dass irgendjemand in der Verwaltung des Reichs die Lust verspürte – geschweige denn das Geld dafür aufgebracht hätte – das Haus einmal gründlich zu renovieren. Der Große Metaphysicus hatte an Touristen nur geringes Interesse. Die waren in seinen Augen fast so schlimm wie die Journalisten, Einschleicher und Eindringlinge, denen immer das auffiel, was ihnen eigentlich nicht auffallen sollte. Unter der Maske touristischen Interesses an der Exotik spionierten sie nur zu gern. Üble Nachrede war die Folge. Doch offenbar hatte der Große Metaphysicus vor dem Ausbruch des Aufstandes beschlossen, sein Reich doch ein wenig mehr für die Außenwelt zu öffnen; und anschließend war er offenbar bestrebt, trotz der Unruhen und Kämpfe noch Normalität zu demonstrieren. Wie anders hätte man sonst erklären sollen, dass er sich bereitgefunden hatte, ange-

sichts seiner prekären Lage dieser kleinen privaten „Expedition“ so weit entgegenzukommen.

Morgen sollte Reisiger sich mit Ramzi treffen, seinem Verbindungsmann in der Hauptstadt, der angeblich schon für alles Organisatorische Sorge getragen hatte. Morgen konnte man weitersehen, einschätzen, wie sich die Sache anließ. Am Telefon hatte alles, was Ramzi erzählte, gut geklungen. Und er, Johannes Reisiger, war voller Vertrauen. Denn Ramzi war ihm von einem Freund Erwins, einem Professor der Alten Geschichte an der Universität Tübingen, empfohlen worden. Der kannte Ramzi von dessen Studienzeit bei ihm, dem erwiesenermaßen einzigen Fachmann für das ausgestorbene Volk der Garamanten in Mitteleuropa. So ruhten Reisigers Hoffnungen ganz auf ihm, denn der Mann war nicht irgendein Agent, der irgendwelche mehr oder minder fähigen Leute zur Betreuung letztlich doch uninteressierter Touristen vermittelte, sondern hatte äußerstes Interesse am Gelingen der Mission. Seit seiner Rückkehr in die Heimat hatte sich Ramzi auf Wüstentouren spezialisiert, die tief in das Innere des Reiches führten, mehr als tausend Kilometer in die Große Wüste hinein. Wissenschaftler, Abenteurer, Einheimischer war er – besser konnte man es wohl kaum treffen. Wenigstens in der Theorie. Und dass er von diesen Touren auch lebte, versprach noch größere Seriosität. Wer sägt mutwillig den Ast ab, auf dem er sitzt?

Im Hotel ging Reisiger sofort aufs Zimmer. Er schaltete den Fernsehapparat ein und bediente sich an der Minibar. Nach den Nachrichten, die er natürlich nicht verstand,

erschien der Große Metaphysicus selbst auf dem Bildschirm, der plötzlich zu flimmern begann, als wollte jemand Obstruktion betreiben. Dabei war dies nur ein technischer Fehler, doch im Reich des Großen Metaphysicus, des Erhabensten unter den Erhabenen, hegte man gewiss sofort solch einen Verdacht.

Reisiger bemerkte, wie sehr der Mann gealtert war. Vierzig Jahre Despotie hatten ihm tiefe Furchen in sein erdnussbraunes Gesicht gegraben. Der Große Metaphysicus war eine bizarre Figur, über die sich seit Jahren viele lustig machten, obwohl man ihn todernst nehmen musste und er eine Zeitlang Furcht und Schrecken verbreitet hatte. Davon wussten die Folteropfer und ihre Angehörigen ein Lied zu singen. Tausende hatte er töten lassen in den mehr als düsteren Jahrzehnten, die er nun schon im Besitz seiner traurigen Macht war. Tausende, deren Schuld in der Regel darin bestanden hatte, nicht seiner Meinung gewesen zu sein oder ganz einfach nur zu existieren.

Offiziell gab es den Großen Metaphysicus in dieser besonderen Eigenschaft gar nicht, beanspruchte er sogar, kein Amt mehr zu haben, sondern nur, gleichsam wie ein menschlicher Seismograph, die geheimsten Regungen und Empfindungen, Gedanken und Vorstellungen des Volkes aufzunehmen und sie dann in politische Wohltaten zu verwandeln. Die „Basis“ herrschte, die sogenannten Volkskongresse, die Regierung führte nur deren Anregungen aus. Doch der Große Metaphysicus selbst besaß so gut wie nichts und schwebte angeblich wie der Geist Gottes über den Wassern. Seine Häuser und Residenzen,



seine Paläste, gehörten ebenfalls dem Volk, das ihm, weil es ihn liebte, erlaubte, darin zu wohnen. Nur ein bescheidener Gast war er, ohne eigene Habe. „Alles für das Volk!“ war eine seiner tausendfach wiederholten Parolen. Sie war auf Plakaten und Transparenten zu lesen, wurde auf dem Bildschirm immer wieder eingeblendet und hing in jedem Klassenzimmer des Reiches.

„Welche Schmierenskomödie“, dachte Reisiger bei sich. Erstaunlich war immer wieder, was Menschen ertrugen, was sie Jahre und Jahrzehnte aushielten, ohne aufzubegehren. Als sei der Große Metaphysicus etwas anderes als sie, irgendwie nicht aus Fleisch und Blut.

Der Große Metaphysicus auf dem Bildschirm redete immer noch. Reisiger empfand seine Worte mehr als ein Bellen denn ein Sprechen. Dazu schwang der Führer, offenbar auf das höchste echauffiert, drohend seinen rechten Arm. Reisiger wusste, dass sich die Araber weiter im Osten, in Kairo oder Damaskus, lustig machten über das depravierte Arabisch, das ihre Brüder im Westen ihrer Hemisphäre sprachen. Er konnte sich an Bemerkungen erinnern, die an Despektierlichkeit kaum zu übertreffen waren.

Wie fast immer trug er ein Phantasiegewand, kein Beuine im ganzen Reich, kein Stammesführer trat in solcherlei Verkleidung auf, wie der Große Metaphysicus sie liebte. Seinen Kopf bedeckte eine dunkle Kappe, die weder dem marokkanischen Fes noch der üblichen landeseigenen Kopfbedeckung, die zwischen der Hauptstadt und der Grenze getragen wurde, glich. Auch im Ausland hatte

er sich viele Jahre, sehr zum Leidwesen seiner Untertanen, die sich darob mehr und mehr schämten, in Verkleidungen gezeigt, die mehr dem Fundus eines balkanischen Operettenhauses zu entstammen schienen als der Werkstatt eines seriösen Schneiders.

Reisiger verstand nur ein paar Wörter. „Imperialismus“, „Verschwörung“, „westliche Feinde“, „Feinde des großen arabischen und libyschen Volkes“ und so weiter. Anschließend sah man Regierungstruppen im Kampf gegen die Rebellen, natürlich siegreich. Niemand konnte das überprüfen. Die laufenden Bilder waren mit martialischer westlicher Musik unterlegt, die Reisiger aber nicht identifizieren konnte. War es Tschaikowsky? War es Beethoven? Er konnte auch nicht ausmachen, wo die dargebotenen Kämpfe stattgefunden hatten, da er die arabischen Schriftzeichen nicht lesen konnte. Nun war der Spuk ohnehin zu Ende, wenn auch erst seit wenigen Wochen. Der Große Metaphysicus blieb dem Land erhalten und feierte sich selbst. Darin hatte er eine nicht geringe Erfahrung. Er ahnte nicht, dass dieser für ihn so glückverheißende Zustand nur den Anfang seines Endes bedeutete, die Euphorie, die vor dem Sterben eintritt.

Reisiger öffnete abermals die Minibar, um ihr einen Schlummertrunk zu entnehmen. Bier wenigstens gab es. Da hatte der Große Metaphysicus immer seine eigene Auslegung der Religion bevorzugt. Reisiger trank hastig und in großen Schlucken. Das lag an seiner Nervosität. Dann öffnete er, eigentlich ohne eine bestimmte Absicht,

die Tür zum Balkon und trat hinaus in die blaue, von Lichtern schimmernde Nacht.

Der Sandsturm hatte sich gelegt. Da die beigefarbene Dunstglocke der vergangenen Tage verschwunden war, lagen die Temperaturen nun niedriger als noch während der Abenddämmerung. Doch selbst in der Dunkelheit konnte man erkennen, dass in Bodennähe, mit dem Winde tanzend, noch einige Sandwirbel über den Asphalt huschten, wie Schlangen, die zischend auf Beute aus waren, sich aber ziellos über die Erde bewegten. Reisigers Zimmer lag in einem der oberen Stockwerke des Alhambra. So hatte er einen guten Überblick über die nun wieder von Licht erfüllte Stadt, die sich immer weiter in das Hinterland ausdehnte, unkontrollierbaren Wucherungen gleich. Bis zum Horizont reichte das Lichtermeer, über dem man die Sterne mehr ahnte als sah. Auch das hatte sich geändert seit seinem letzten Aufenthalt; da hatte die Stadt noch ein überschaubares, menschliches Maß gehabt. Gewiss, mit anderen von Menschen überquellenden Metropolen der arabischen Welt konnte man sie immer noch nicht vergleichen. Doch der Bevölkerungszuwachs der vergangenen Jahrzehnte hatte der Hauptstadt nicht gutgetan. Der Große Metaphysicus hatte nach seinem unfehlbaren Ratschluss Hunderttausende Ausländer ins Land geholt und in der Ölindustrie beschäftigt, die wegen ihrer Expansion von den Einheimischen allein und den wenigen Europäern, die noch im Lande waren, nicht voll ausgeschöpft werden konnte. Leute aus fast allen Nachbarländern des Reiches drängten sich zwischen die

Einheimischen. Entweder man brachte sie ganz in der Nähe der Ölanlagen unter; wer aber nicht „im Öl“ arbeitete, den zog es in die Hauptstadt, wo dann jene Stadtrandviertel entstanden, die das Maß der alten, auf die antiken Griechen zurückgehenden Metropole Tripolis endgültig sprengten.

Wie anders, dachte Reisiger in diesem Augenblick, stellte sich die Stadt heute dar, wenn man sie mit den Beschreibungen der alten Reisenden verglich, jener Franzosen und Engländer, vor allem jedoch deutschen Landsleute, die vor weit mehr als hundert Jahren vom Wüstenfieber gepackt worden waren, so sehr, dass sie die Sicherheit ihres bürgerlichen, gediegenen Lebens missachteten und alles herzugeben bereit waren für einige Monate oder Jahre des Überschwangs. Natürlich hatte er sich zuhause, in seiner Kleinstadt, ausführlich mit diesen Eskapisten beschäftigt, von denen die meisten just jene Gegenden aufgesucht hatten, die nun auch sein Objekt der Begierde geworden waren. Was hatte nicht Gustav Nachtigal, der aufbrach, um als offizieller Gesandter „Post“ in das Innere der Sahara zu bringen, seinerzeit über Tripolis geschrieben:

*Und doch war es ein liebliches Bild, das sich vor den Augen des ankommenden Reisenden allmählich auf der Reede von Tripolis – Tarabulus – entfaltete. In den Strahlen der glitzernden Morgensonne anfangs verschwimmend, hoben sich allmählich zuerst links die malarische Masse des festen Schlosses und dann vor uns*

*über der Stadt die gleich Säulen oder Mastbäumen emporragenden schlanken Minarets der Moscheen hervor. Allmählich zeichneten sich die luftigen Kuppeln der religiösen Gebäude, die reinlichen, weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Türmchen und die reizende Zierde der das Ganze überragenden schlanken Dattelpalmen für das Auge bestimmter ab. Rechts trug eine ins Meer vorspringende Felszunge Festungswerke, und allmählich unterschied man die einzelnen sauberen Häuser mit ihren Dachterrassen, von denen die ansehnlicheren der Europäer, die niedrige Stadtmauer überragend, die Aussicht auf das Meer haben ...*

Offenkundig bot Tripolis in jenen Tagen den Anblick einer osmanisch-türkischen Stadt, was angesichts der Souveränität des Sultans und Kalifen zu Konstantinopel auch kaum verwundern mag. Auch wenn die dort residierenden Statthalter des Padischah, vor allem diejenigen der lokalen Dynastie der Karamanli, weitgehend selbständig schalteten und walteten, so waren sie doch so sehr türkisch, dass sie nicht allein Verwaltungsstrukturen, sondern auch die Architektur ihrer anatolischen Heimat mitbrachten und Tripolitanien bis in das Hinterland hinein damit überzogen. Hafentürme und Forts prägten die Küstenlinie wie das Hinterland. Reisiger hatte sich beim Lesen des Nachtigal'schen Textes ein sehr gutes Bild von der damaligen Szenerie machen können, denn die türkischen Städte mit ihren osmanischen Kernen waren ihm ver-

traut. Und noch etwas, das er bei dem großen Nachtigal gefunden hatte, konnte er bestätigen:

*Beim Besuche orientalischer Städte muss sich der Reisende an Enttäuschungen gewöhnen. Aus der Ferne Sauberkeit und Glanz, pflegt innen alles Schmutz, Ruin und Elend zu sein. Auch Tripolis leistet nicht das, was es verspricht ...*

Fast nichts mehr war allerdings von dem Bild übrig, das der deutsche Forscher, der sich selbst ein wenig scherzhaft als einen Postboten auf dem Weg von Deutschland in das Sultanat von Bornu-Kanem und nach Wadai östlich des Tschad-Sees bezeichnet hatte, im Jahre 1870 dort geboten hatte. Das heutige Tripolis – Tarabulusgharb oder Westliches Tripolis, wie man es im Unterschied zu der gleichnamigen Stadt im Norden des Libanon auf Arabisch nennt – war eine moderne Metropole, die außer der alten Bausubstanz italienische und natürlich – durch den Erdöl-Segen wie -Unsegen befördert – modernistische Gestaltungen bot, von der Corniche angefangen bis zu den Hochhäusern der Banken und Geschäftsleute.

Nachtigal, so sinnierte Reisiger weiter, hatte, obgleich Arzt und Naturwissenschaftler, eine bemerkenswerte Ader für das Malerische und Romantische des Orients besessen, das ihm manche heutzutage übelnahmen – als einen unangebrachten Orientalismus; dabei hatte der Mann eigentlich nur beobachtet und das Treiben in einer weniger nüchternen Sprache festgehalten als andere, die

beispielsweise Tripolis kaum einer Beschreibung für wert befunden hatte. Es war Erwin gewesen, der ihn zuerst auf Nachtigals Reisewerk aufmerksam gemacht und es ihm in einem versteckten, nur Eingeweihten bekannten Antiquariat in der Nachbarstadt verschafft hatte – zu einem Preis freilich, der so hoch war, dass der ein wenig knauserige Freund ihn in voller Höhe ersetzt haben wollte, das heißt keinerlei Anstalten machte, ihm die fünf Bände als Geschenk zu übereignen.

Nachtigal schrieb weiter über das arabische Tarabulus:

*In den Bazaren pulsiert, wie in den übrigen mohammedanischen Ländern das öffentliche Leben, und wenn dasselbe in Tripolis nicht besonders rege ist, so zeichnet es sich doch durch seine bunte Physiognomie aus. Tripolis ist ein Hauptausgangspunkt des Handels der Ghadamesija, Bewohner von Ghadames, deren Handel die westliche Wüste beherrscht und welche die Beziehungen zu den Tuarik (heute: Tuareg) vermitteln, Comptoirs in den Haussa-Staaten haben und über Tuat nach Timbuktu reisen. Die Kaufleute der Stadt selbst und der Cyrenaica, die Bewohner von Gharian und der Oasen Fezzans teilen ihre Handelsbeziehungen zwischen den Haussastaaten und Bornu und haben neuerdings angefangen, nach Wadai zu reisen.*

Im Fernsehen kam jetzt die Koran-Rezitation. Sie beschloss das Programm. Reisiger zappte, ob nicht etwas Ansprechenderes gesendet würde, denn mit der Religion

hatte er es nicht so; etwa die italienische Sendeanstalt, die für ihre munteren Unterhaltungs-Programme und häufig sogar schlüpfrigen Szenerien bekannt war. Doch der Schirm blieb schwarz und tot, da konnte er umschalten, soviel er wollte.

Nach dem letzten Schluck Bier löschte er das Licht und versank bald in einen Schlaf, den er zuhause als unruhig bezeichnet hätte. Hier aber herrschten weiß Gott ganz andere Umstände. Angesichts der erregenden Ungewissheit, wie denn alles Geplante verlaufen würde, war Johannes Reisinger froh, überhaupt schlafen zu können. Von Deutschland aus war alles reine Theorie gewesen. Nun stand die große Nagelprobe bevor.

\* \* \*

Der Einheimische Ramzi erwies sich als überaus freundlich. Er traf Reisinger im Frühstücksraum des Hotels, wo dieser gerade damit beschäftigt war, eine Portion Rührei ohne den von ihm so geliebten Speck zu verzehren. An der Frontseite des Restaurants hing ein überlebensgroßes Bild des erhabenen Führers. Er trug eine grellweiße Uniform mit farbigen Epauletten und eine Sonnenbrille mit etwas zu großen Gläsern, wie auf den meisten der von ihm bekannten Bilder. Darunter las man, in Lateinschrift, eine altbekannte Parole: Down with imperialism! Wie lange würde dieses Bild noch dort hängen? Reisinger wusste das natürlich nicht, war jedoch vertraut mit dem gera-



dezu diabolisch wirkenden Willen zur Macht arabischer Diktatoren.

„Guten Morgen“, sagte der arabische Cicerone und gab Reisiger mit freundlicher Miene die Hand.

„Sabah al nur – Hellen Morgen!“, antwortete Reisiger auf Arabisch, mit einer der wenigen Redewendungen, die er sich in den Jahren seines Wirkens als journalistischer Beobachter am Webstuhl der Zeit in dieser Weltgegend gemerkt hatte.

„Frühstücken Sie in Ruhe zu Ende“, sagte Ramzi und nahm am Nebentisch Platz. „Ich komme lieber etwas zu früh als zu spät. Da hat mein Aufenthalt in Ihrem Land auf mich abgefärbt.“

Er lächelte vergnügt in sich hinein, als er das sagte.

Reisiger aß mit Appetit weiter. Während er ein Croissant zerkaute und in gierigen Schlucken Kaffee trank (eine grauenhafte Brühe, dachte er, die dem Ruf von arabischem, mit Kardamom versetztem, kräftigem Kaffee durchaus abträglich war), musterte er den Ankömmling. Nicht besonders auffällig, denn das hätte vielleicht unangenehm gewirkt und war wohl auch unhöflich, aber dennoch intensiv. Bisher kannte er den Mann nur von Telefonaten, genauer: von Ferngesprächen. Ramzi trug Bluejeans und ein gelbes T-Shirt mit dem Schriftzug der antiken Stadt Leptis Magna. Darunter sah man die Silhouette der Ruinen, die Reisiger sofort wiedererkannte. Dass dieser Ramzi als Fremdenführer ein solches T-Shirt trug, war nicht weiter verwunderlich, denn die antike Stadt war zum touristischen Markenzeichen des Landes

geworden. Östlich der Metropole Tripolis an der Küste gelegen, fast genau gegenüber den sizilischen Ufern des europäischen Erdteils, war eine beeindruckende Ruinenstadt, mit der verglichen sogar Pompeji verblassen musste. Auf jedem Reiseprospekt, den das Reich früher versandt hatte, waren die Ruinen abgebildet.

Ramzi war zweifelsohne ein seriöser Mann, das erkannte man aus seinen Gesichtszügen, die deutlich machten, dass dieser noch junge Mensch – Reisiger schätzte ihn, leicht daneben ratend, auf fünfunddreißig – schon unverhältnismäßig viel erlebt hatte. Er sah nämlich entschieden älter aus als seine in Wirklichkeit dreißig Jahre es nahelegten. Später sollte sich herausstellen, dass Reisiger mit seiner Vermutung, Ramzi sei gar nicht aus diesem Land, sondern stamme aus Regionen weiter östlich, recht hatte. Ramzi war ein Libanese, gehörte also einem Volk an, das man überall in der Welt antraf. Insgesamt lebten im Libanon selbst nur vier Millionen Menschen, während außerhalb der Heimat mindestens elf Millionen ihr Leben zu verbessern suchten. Absolut unüblich indessen war, dass Ramzi in der Hauptstadt nicht Handel trieb wie der größte Teil seiner Landsleute, sondern sich der Betreuung von Touristen zugewandt hatte. Für ihn war das umso einträglicher, als es im Reich noch keinen Massentourismus gab; er hatte – zusammen mit drei oder vier Kollegen, einem Italiener und zwei Einheimischen – sozusagen fast das Monopol inne. Immerhin: Er konnte, wie er später Reisiger immer wieder versicherte, von dieser Arbeit sehr gut leben und hätte es eigentlich nicht nötig gehabt,